

„Ich brauche eine Alleinerzieherin mit zwei Kindern“

Armutsfälle in den Medien

Journalistinnen und Journalisten wollen immer „Fälle“ zeigen, wenn sie über Armut berichten. Um das Problem zu veranschaulichen. Um zu zeigen, dass es Armut wirklich gibt. Um ihr ein Gesicht zu geben. Weil Fälle berühren, bewegen, Betroffenheit erzeugen.

Um zu den Armutsbetroffenen zu kommen – und das muss im schnelllebigen Medienalltag meist gleich und sofort sein – wenden sich Journalistinnen gerne an NGOs und Einrichtungen, die direkt mit Armutsbetroffenen arbeiten. Die wiederum sind im Zwiespalt: Einerseits wollen sie, dass über Armut berichtet wird, dass das Thema Armut öffentlich und medial präsent ist – und das nicht nur aus der Perspektive von PolitikerInnen, sondern auch aus der Perspektive der Betroffenen selbst. Andererseits sind sie den Betroffenen verpflichtet, wollen und müssen deren Privatsphäre wahren. Für die Betroffenen selbst stellt sich die Frage, was es bedeutet – gerade angesichts der Stigmatisierung von Menschen mit Armutserfahrungen – mit und in ihrer schwierigen Situation öffentlich präsent zu sein. Wenn sie ihre Geschichte erst einmal erzählt haben, verlieren sie weitgehend die Kontrolle darüber, was mit ihrer Geschichte passiert: Welche Interviewausschnitte werden gebracht? Welche Aussagen werden nicht gebracht? Werden sie korrekt wieder gegeben? In welchem Kontext wird ihre Geschichte erzählt, welches Bild von Armut wird vermittelt?

In diesem Spannungsfeld standen die Fragen, die Menschen mit Armuts- und Medienerfahrung, NGO-VertreterInnen und JournalistInnen gemeinsam erörtert. Dabei wurde auch die grundsätzliche Frage Betroffene ja oder nein diskutiert. In dieser Frage überwiegen doch, so zeigte die Diskussion, die guten Gründe dafür, Armutsbetroffene in der Armutsberichterstattung zu Wort kommen zu lassen. Dass konkrete „Armutsfälle“ das Problem der Armut verdeutlichen und zeigen können: Armut gibt es wirklich, ist durchaus ein schlagendes Argument. Ein zweites gutes Argument ist das des Sichtbar-Werdens. Armut ist verdeckt, versteckt, stigmatisiert. Armutsbetroffene selbst zu Wort kommen zu lassen, eine mögliche Gegenstrategie. Sichtbar werden ist ein Schritt in Richtung Subjekt-Werden. Wobei: Sichtbar-Werden bedeutet nicht immer und notwendiger Weise

Subjekt-Werden. Ob Armutsbetroffene als Subjekte – und nicht bloß als Projektionsfläche, Illustration, Staffage, eben bloß Arme – sichtbar werden, hängt von der Art der Darstellung ab. Die Frage ist also weniger „Armutsfälle“ ja oder nein, sondern: Wie mit Armutsbetroffenen umgehen, wie sie und ihre Situation darstellen?

Verschiedene Medien – verschiedene JournalistInnen

Nicht alle Medien sind gleich. Printmedien, Radio und Fernsehen funktionieren nach unterschiedlichen Logiken. Und auch innerhalb von Printmedien sowie Radio- und Fernsehsendern bzw. -sendungen gibt es Unterschiede. Einen wesentlichen Unterschied macht die Frage nach dem Bild. Zum einen stehen bildgebende Medien vor dem Problem, dass Armut heute in unseren Breiten unsichtbar ist. Wie also das Unsichtbare sichtbar machen? Zum anderen werden Armutsbetroffene auf Bildern – im Fernsehen oder auf Fotos in Printmedien – viel leichter erkannt als in Texten bzw. im Radio. Und das kann angesichts der gesellschaftlichen Stigmatisierung von Menschen mit Armutserfahrungen ein Problem sein – ein Problem, das sich verschärft, wenn Kinder im Spiel sind. Ein anderer Unterschied liegt in der Art und Länge von Beiträgen. Magazinbeiträge in Printmedien und im Fernsehen sowie Radio-Features können differenziertere Darstellungen bringen als Nachrichtenbeiträge. Wenn es um die Entscheidung für NGOs geht, Betroffene zu vermitteln, und wenn es für Betroffene um die Entscheidung geht, sich einem Medium zur Verfügung zu stellen, kann die Frage, um welches Medium und um welche Art von Beitrag es sich handelt, durchaus entscheidend sein. Ebenso entscheidend kann sein, um welchen Journalisten bzw. welche Journalistin es sich handelt. Seitens NGOs regelmäßige Kontakte zu JournalistInnen zu pflegen, kann nicht nur eine Vertrauensbasis schaffen, sondern eventuell auch eine Basis für Auswahl: Welchen Medien und welchen JournalistInnen wollen wir Betroffene vermitteln? ist eine Frage, die zu stellen durchaus legitim ist.

Maria Katharina Moser
ORF Hauptabteilung
Religion – Fernsehen

DOs and DON'Ts in der Armutsberichterstattung

Umgang mit Betroffenen: Transparenz und Kommunikation sind wesentlich im Umgang von JournalistInnen mit Menschen mit Armutserfahrungen. Armutsbetroffene wollen vorab gut informiert sein: über Medium bzw. Sendung, über Art, Länge und Zielrichtung des Beitrags; über das konkrete Vorgehen – wie lange wird ein Interview dauern, wie ausführlich wird die interviewte Person im Beitrag vorkommen? Während des Interviews ist Respekt im Umgang mit den InterviewpartnerInnen gefragt: Zurückhaltung bei Regieanweisungen und Inszenierungen (gerade wenn es sich um einen Fernsehbeitrag handelt); die Möglichkeit, auf Fragen auch nicht zu antworten, die eigene Wohnung nicht herzuzeigen; das Angebot von Anonymisierung (Achtung z.B. bei Bildern, ob da durch Straßenschilder o.ä. Adressen erkennbar sind). Welche Möglichkeiten der Kontrolle über das Material gibt es für die Armutsbetroffenen – z.B. Sperre von Beiträgen oder Bildern in Archiven, damit das Material nicht ungefragt von anderen weiterverwendet werden kann. Auch nach dem Interview ist Kommunikation gefordert. Gibt es irgendwelche Änderungen? Wann erscheint der Beitrag bzw. wird der Beitrag gesendet? Zu einer guten Kommunikation gehört auch, interviewten Personen Belegexemplare zukommen zu lassen und ihr Feedback zum fertigen Beitrag einzuholen.

Das Problem Einzelfall und die vielen Gesichter der Armut: „Armutsfälle“ medial aufzugreifen und vorzustellen, birgt die generellen und grundsätzlichen Probleme von Einzelfällen: So sehr der Einzelfall eine Problemlage verdeutlichen kann, so sehr verengt er sie auch – auf den/die dargestellte Einzelne und auf das Spezifische seiner/ihrer Situation. Oft wird über den Einzelfall eben nur ein Gesicht von Armut, eine Facette deutlich. Der Erfahrung von NGOs und Armutsbetroffenen nach besonders beliebt bei Medien sind – der Titel des

Forums bei der Armutskonferenz deutet darauf hin – Alleinerzieherinnen. Sie scheinen besonders gut geeignet, den Skandal der Armut zu thematisieren. Denn bei Alleinerzieherinnen und vor allem bei Kindern kann man davon ausgehen, dass sie nichts können für ihre schwierige Lage. Alleinerzieherinnen sind besonders unschuldige Opfer, der SozialschmarotzerInnenverdacht kommt hier zumindest langsamer auf. Umgekehrt wird die Alleinerzieherin zum Stereotyp für Armut stilisiert. Die Forderungen, die vor diesem Hintergrund an Armutsberichterstattung zu stellen sind: mehrere Gesichter, Facetten und Betroffenheiten von Armut sichtbar zu machen, von Problagen und nicht von Fällen auszugehen, Einzelfälle immer mit der gesellschaftspolitischen Ebene zu verknüpfen und das gesamte Bild – also nicht nur die Betroffenen von Armut, sondern auch die Nutznießer von Ungleichverteilung – zu zeigen. Nicht nur in der Auswahl der „Einzelfälle“, sondern auch in ihrer jeweiligen Darstellung ist die Vermeidung von Stereotypen und Stigmatisierungen zentral, etwa indem auf Sprache geachtet und stigmatisierende Begriffe wie „sozial schwach“ etc. vermieden werden.

Betroffene zwischen Illustration – Interpretation – Interaktion: Ein letzter Herausforderungskomplex – der auch mit dem Problem von Stereotypisierung und Stigmatisierung zusammenhängt – bezieht sich auf die Frage, in welcher Rolle Armutsbetroffene vorkommen: Sind sie dazu da, ein Problem zu illustrieren? Stellen sie eben einen Fall dar, den SozialexpertInnen dann interpretieren und kommentieren? Oder interpretieren sie ihre eigene Situation selbst und werden darüber hinaus auch als politische Subjekte, die Forderungen und Lösungsvorstellungen haben, sichtbar? Nicht nur die negativen Seiten der Armut sind darstellungswürdig, auch Potenziale, Forderungen und Hoffnungen der Betroffenen müssen Eingang in die Armutsberichterstattung finden.